

K. J. Reilly

**DAS
VERHALTEN
ziemlich
NORMALER
MENSCHEN**

Aus dem Englischen von
Ute Mihr

dtv



1. Auflage 2024

© 2022 by K.J. Reilly

Titel der Originalausgabe: ›Four for the Road‹

Published by arrangement with Atheneum Books For Young Readers,

An imprint of Simon & Schuster Children's Publishing Division.

All rights reserved. No part of this book may be reproduced or transmitted in any form or by any means, electronic or mechanical, including photocopying, recording or by any information storage and retrieval system, without permission in writing from the Publisher.

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2024 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Aus dem folgenden Werk wird mit freundlicher Genehmigung zitiert:

S. 55: Antoine de Saint-Exupéry, ›Der kleine Prinz‹.

In der Übersetzung von Hans Magnus Enzensberger.

© dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: dtv

Umschlagillustration: © 2022 by Guy Shield

Gesetzt aus der Berling

Satz: Gaby Michel, Hamburg

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-65040-3

*Für alle Löwenzähne,
die einen Riss im Beton suchen,
und für die Platterbsen, die wissen,
wie man sich festhält.*

1

Meine Mutter ist gestorben, und alle sagen, dass ich nicht gut damit umgehe.

Ich finde, man müsste sich Sorgen machen, wenn es anders wäre. Also wenn ich feiern gehen oder Freunde einladen oder mich einfach ganz normal benehmen würde, denn niemand sollte sich normal benehmen, wenn einfach nichts normal ist. Ich meine, das wäre, als würde man fernsehen, während das Haus abbrennt, weil man vergessen hat, den Herd auszuschalten. Was mir einmal passiert ist. Nicht, weil ich sterben wollte oder weil es mir egal war, dass das Haus brennt, sondern es war einfach so, dass ich es gar nicht bemerkt habe, eben weil meine Mom gestorben ist, und genau aus diesem Grund bemerkte ich vieles nicht. Aber praktisch alle anderen in meiner Umgebung konnten das kaum glauben, besonders die Feuerwehrleute nicht, denn als sie mich fanden, sagten sie, im Haus sei so viel Rauch gewesen, dass sie den Fernseher kaum noch sehen konnten. Aber ich saß einfach da und starrte auf den Bildschirm.

Also gut, meine Mom starb vor zwölf Monaten, drei Wochen, einem Tag, sechs Stunden und vierzehn Minuten, und einige Leute denken, dass ich inzwischen besser drauf sein sollte, dass ich nicht das Haus abfackeln und vielleicht manchmal lächeln und mehr reden und zu Partys gehen

sollte, und weil all das nicht geschieht, landete ich am Montagabend um 19:30 Uhr im Bergen County Hospital Center in Zimmer 212, das sich im ersten Stock befindet gleich rechts nach den Automaten, gegenüber von den Toiletten.

In Zimmer 212 stehen Stühle im Kreis, es gibt Schachteln mit Papiertaschentüchern und einen Tisch mit Kaffee, Styroporbechern und Keksen, die mit Schokolade überzogen sind, und außer mir sind alle hier drin siebzig oder achtzig oder hundert Jahre alt, deshalb ist es noch merkwürdiger, als ich erwartet hatte, und es macht mich wirklich traurig, hier zu sein, noch trauriger, als ich vorher war, besonders als einer der wirklich alten Typen namens Henry anfängt zu weinen, während er von seiner Frau erzählt, mit der er fünfzig Jahre und wahrscheinlich vier Wochen, drei Tage, vierzehn Minuten und zweiunddreißig Sekunden oder so verheiratet war. Ich sehe ihn an, wir alle sehen ihn an, als er aufsteht, um zu sprechen, und seine Wattebausch-Haare wie eine Wolke um seinen Kopf schweben und seine Lippen zittern. Er sagt, sie heiße Evelyn und habe blaue Augen von der Farbe des Winterhimmels in Montana, und dann erzählt er, dass sie an ihrem vierzigsten Hochzeitstag zur Walbeobachtung nach Nova Scotia gefahren seien und im Garten hinter ihrem Haus Platterbsen und Tomaten anpflanzen und dass sie Schlaftabletten beiseitegelegt und er ihr geholfen habe, sie in Schokoladenpudding aufzulösen, damit sie friedlich und selbstbestimmt gehen könnte, wenn sie bereit dazu wäre, und ich denke, dass ich nie wieder in Zimmer 212 zurückkehren werde.

Als Henry mit Reden fertig ist, wendet sich die Leiterin der Gruppe, die kurze blonde Haare und Sommersprossen

auf den Wangen hat und aussieht wie Peter Pan, nur ohne grüne Strumpfhose, direkt an mich und sagt: »Möchtest du etwas sagen oder dich der Gruppe vorstellen oder uns erzählen, wen du verloren hast?« Und ich sage: »Nein.« Da sagt sie: »Bitte.« Also sage ich: »Ich habe meine Mom verloren.«

Dann wird es ganz still, ganz-allein-auf-der-Welt-still, apokalyptisch still, bis Peter Pan sagt: »Das tut mir sehr leid. Wie ist sie gestorben?« – »Durch mich«, sage ich. »Ich habe sie getötet.«

Alle Luft scheint aus dem Raum zu entweichen, Peter Pan ist schockiert, und all die alten Menschen hier sehen noch eingefallener und verschrumpelter aus, als sie aussahen, bevor ich das sagte, aber Henry hört wenigstens auf zu weinen, und alle sehen mich mit ihren tief liegenden, alten Augen an, als wäre ich ein Monstrum von nie da gewesenen Ausmaßen oder einer der größten Schrecken der westlichen Welt, und dann wenden sie sich ab und starren auf ihre Füße, denn Menschen mögen es nicht, Mörder anzusehen, schon gar nicht, wenn die ihre Mutter umgebracht haben. Eine ganze Weile bleibt es einfach still, und niemand isst Kekse oder trinkt Kaffee, und Peter Pan weiß nicht, was sie sagen soll, also sitzt sie einfach da wie alle anderen, und ich fühle mich noch schlechter, als ich mich fühlte, bevor ich Zimmer 212 betreten hatte. Keine Ahnung, warum ich sagte, dass ich meine Mom umgebracht habe, denn meine Mom starb bei einem Autounfall, und ich war nicht gefahren oder hatte im Auto neben ihr gesessen oder ihr geschrieben oder sie am Telefon angeschrien, und ich war auch nicht der betrunkene Fahrer des Sattelschleppers, der in sie reingefahren ist.

Die Worte:
Durch mich.
Ich.
Habe.
Sie.
Getötet.

Kamen einfach heraus und hocken jetzt hier wie ein ekelhafter, großer Klumpen mitten im Raum, und ich kann sie nicht weder zurücknehmen oder zurückholen oder mit etwas zudecken, deshalb stehe ich einfach auf und verlasse Zimmer 212 in Richtung Fahrstuhl, der sich links nach den Automaten und den Toiletten rechts befindet.

Peter Pan ohne grüne Strumpfhose rennt hinter mir her und holt mich am Fahrstuhl ein, wo ich immer wieder auf die Abwärtstaste drücke. »Bitte bleib«, sagt sie.

»Ich geh lieber, weil ich alle traurig mache, vor allem Henry, und der muss nicht noch trauriger sein, als er sowieso schon ist.«

»Bitte geh nicht weg«, sagt Peter Pan. »Ich würde mich wirklich freuen, wenn du wieder reinkommen würdest. Wir alle würden uns freuen.«

Ich drücke noch einmal auf den Knopf und sage: »Wenn Henry heute Nacht an einem Herzinfarkt stirbt, weil er so erschreckt wurde oder so schrecklich traurig ist, dann bin ich schuld, und ich muss dann am Mittwoch wiederkommen und all den anderen alten Menschen sagen, dass ich auch ihn getötet habe.«

»Hör mal«, sagt Peter Pan, »wir haben eine Gruppe für Teenager, die sich dienstags und donnerstags trifft. Dort gefällt es dir wahrscheinlich besser.«

»Bist du auch da?«, frage ich, und bevor sie antworten kann: »Aber das ergibt überhaupt keinen Sinn, Leute in meinem Alter sind viel zu jung, um jemanden zu verlieren«, und sie sagt: »Ich weiß, du hast deine Mom verloren, und ich kann mir vorstellen, wie schlimm das sein muss, aber du bist nicht der Einzige. Und ja, ich bin da.«

Ich betrachte ihre fransigen Pixie-Haare und ihre Sommersprossen und ihr freundliches Lächeln, und sie sagt: »So jung einen geliebten Menschen zu verlieren, passiert öfter, als du denkst«, also sage ich: »Okay, vielleicht komme ich morgen noch mal.«

Dann will Peter Pan mich umarmen, aber ich werde ganz verlegen und irgendwie steif und weiche aus und fühle mich dann noch schlechter, aber sie sagt: »Alle deine Gefühle sind okay, und wir werden mit dir arbeiten, damit es besser wird«, und ich möchte ihr sagen, dass das, was ich fühle, *überhaupt gar nicht okay ist*, denn wenn es okay wäre, würde es sich nicht so schlimm anfühlen und mein Dad hätte mich nicht in dieser Gruppe angemeldet, aber stattdessen frage ich: »Wie? Wie wirst du dafür sorgen, dass es besser wird?«

»Eins nach dem anderen«, antwortet sie lächelnd.

Und allein ihr Lächeln macht, dass du dich besser fühlst, obwohl du klatschnass und eisig kalt bist und gerade vom Blitz getroffen wurdest und wahrscheinlich sowieso jeden Augenblick sterben wirst. Als es endlich Pling macht und sich die Fahrstuhltür mit einem schlürfenden elektronischen Zischen öffnet, trete ich nicht hinein, denn Peter Pan steht da mit diesem hoffnungsvollen und erwartungsvollen Ausdruck auf dem Gesicht, und es ist, als würde die Sonne kurz hinter dicken Regenwolken hervorspicken.

Einen Augenblick schweigt sie, dann sagt sie lächelnd:
»Komm, wir gehen wieder zurück.«

Ihre Stimme ist sanft, so sanft wie die Stimme einer Mutter, die zu einem kleinen Kind spricht, und sie lächelt. Nicht strahlend und breit – es ist vielmehr ein Lächeln, das um Vertrauen bittet, die für die Umstände genau richtige Menge an Lächeln, sodass ich sage: »Okay.«

Hier bin ich also. Den Blick fest auf meine Füße geheftet, die über das glänzende, schleimig grüne Linoleum im ersten Stock des Bergen County Hospital Center schlurfen, gehe ich neben Peter Pan zurück in Zimmer 212. Als ich verstohlen einen Blick zu ihr hinüberwerfe, sieht sie glücklich aus, als hätte sie gerade einen der Verlorenen Jungs wiedergefunden, und das ist ja schon mal was.

Sobald wir wieder sitzen, geht es im Kreis weiter, und alle anderen stellen sich vor und sagen, wen sie verloren haben und wie es ihnen geht – natürlich nicht gut, sonst wären sie nicht hier –, und dann macht Henry genau dort weiter, wo er aufgehört hatte, als ob ich mit keiner Silbe erwähnt hätte, dass ich meine Mom umgebracht habe. Er erzählt uns, der Sinn seines Lebens habe darin bestanden, für Evelyn zu sorgen, und dann wird es wieder so still und unangenehm, dass es sich anfühlt, als warte man in einem Leichenschauhaus darauf, eine Leiche zu identifizieren. Ich meine, es ist fast so schlimm wie vorhin, als ich sagte, ich hätte meine Mom getötet, denn alle in Zimmer 212 wissen, dass Henry jeden Augenblick sterben könnte, weil er uns gerade gesagt hat, Evelyn sei der einzige Grund gewesen, warum er gelebt habe. Und Evelyn ist tot.

Und wir alle wissen, was das bedeutet.

Denn wenn du ein Leben lebst, das keinen Sinn mehr hat, dann ist es normalerweise ganz schnell zu Ende.

Dann nutzt Peter Pan ihre sanfte Mama-Stimme, um noch ein paar mehr Leute zum Reden zu bringen, und alle haben immer noch Gründe, weiterzuleben, wie Lesezirkel und Angelreisen und Labrador Retriever und Enkelkinder, und als sie fertig sind mit Reden, verkündet Peter Pan: »Für heute sind wir am Ende.« Alle suchen ihre Sachen zusammen, man hört hier und da ein Hüsteln und Stühle, die zurückgeschoben werden, aber sonst ist es still. Zwei der ganz Alten, die anstelle von Beinen Rollatoren aus Aluminium haben und die krummen Rücken uralter, vom Wind gebeugter Bäume, humpeln zu dem Snack-Tisch und stopfen sich ein paar Kekse in die Taschen, dann schlurft der Rest der Gruppe zur Tür, alle gebeugt und mit schlaksigen Gliedmaßen, die an ihnen herunterhängen wie die Äste der Trauerweide im Park am Ende meiner Straße. Ich springe auf und stürme zum Fahrstuhl. Auf dem Weg versuche ich, niemanden umzurennen und nicht an mich oder meine Mom zu denken oder daran, dass Henry tot sein könnte.

Ich drücke den Knopf neben der Fahrstuhltür, und als die Türen aufgleiten, trete ich hinein und starre auf meine Turnschuhe hinunter, dankbar, dass die Kabine leer ist, denn in diesem Augenblick wäre es sogar zu schwer gewesen, einfach nur Hallo zu jemandem zu sagen.

Wenn mich jemand anlächeln oder Hallo sagen würde – ich wäre nicht in der Lage, zurückzugrüßen, denn was wäre der Sinn?

Ich bin einfach der merkwürdige Typ, der niemals lä-

chelt, weil seine Mutter vor zwölf Monaten, drei Wochen, einem Tag, sieben Stunden und sechzehn Minuten gestorben ist.

2

Mein Dad wartet in seinem Jeep auf dem Parkplatz, denn manche Leute denken, es wäre vielleicht keine gute Idee, mich selbst fahren zu lassen, obwohl ich direkt vor dem Tod meiner Mutter meinen Führerschein gemacht hatte. Ich habe nicht die geringste Lust, überhaupt irgendwohin zu fahren, denn überall gibt es Sattelschlepper und Schilder aus Stahl, mit denen ich kollidieren könnte, und ich will sowieso überhaupt nichts machen und muss auch nirgendwohin außer vielleicht in Zimmer 212, und dorthin kann mein Dad mich fahren.

Nachdem ich auf den Beifahrersitz geklettert bin, sagt er: »Hallo, Asher. Du bist früh dran. Wie war's?« Aber ich antworte nicht, und ich erzähle ihm auch nicht, dass er mich in einer Gruppe für alte Menschen angemeldet hat, und ich erzähle ihm nicht, dass ich gerade allen gesagt habe, ich hätte meine Mom umgebracht, und ich erzähle ihm nicht, dass Henry jeden Augenblick sterben könnte und dass auch das dann meine Schuld wäre. Im Radio läuft *Bohemian Rhapsody*, und ich schaue einfach eine Weile aus dem Fenster und sehe zu, wie die Regentropfen wie Tränen an der Scheibe runterlaufen und die Welt verzerrt an mir vorbeirast, während Freddie Mercury Rotz und Wasser heult.

Als wir dann links auf die Main Street abbiegen und die

Straßenlichter sich hell in den Pfützen auf dem Gehweg spiegeln und die Regentropfen immer noch verzweifelt versuchen, sich an der Windschutzscheibe festzuklammern, verkünde ich: »Ich habe einen neuen Freund gefunden. Er heißt Henry.«

Mein Dad sagt: »Wie schön, Asher«, aber ich erzähle ihm nicht, dass Henry hundert Jahre alt ist und den blauen Winterhimmel über Montana mag und Schokoladenpudding und Wale und Platterbsen, sondern frage nur: »Können wir Pizza holen? Ich hab nichts gegessen, bevor wir los sind.« Mein Dad lächelt mich an: »Klar, Asher. Pizza klingt gut.«

Er hätte zu diesem Zeitpunkt zu allem »ja, klar« gesagt, auch wenn ich gesagt hätte, ich wolle ein Känguru essen. Ich meine, er würde herausfinden, wie man an ein Känguru kommt, wie man Känguru zubereitet und wie man es verdammt noch mal isst, obwohl Känguru in diesem Land normalerweise nicht gegessen wird, denn außer mir hat er niemanden mehr, ich habe keine Brüder und Schwestern außer Chloe und die ist erst vier und redet nie über meine Mom und denkt nicht an sie, wahrscheinlich weil sie sich nicht an sie erinnert, denn zwölf Monate, drei Wochen, ein Tag, sieben Stunden und zweiunddreißig Minuten sind eine sehr lange Zeit, wenn du vier Jahre alt bist, und es ist leichter zu vergessen, als wenn du siebzehn bist und deine Mutter sechzehn Jahre, sechs Monate, vier Tage und zweiunddreißig Minuten lang kanntest, also den größten Teil deines Lebens. Deshalb spielt Chloe und ist glücklich und geht zu Geburtstagsfeiern mit Luftballons und fackelt nicht das Haus ab oder schreibt Aufsätze über Holden Caulfield, die Hauptfigur aus *Der Fänger im Roggen*, die die Fachschaft Englisch

veranlassen, die Polizei zu alarmieren oder wenigstens deinen Dad und einen ganzen Trupp von Profis aus der Jugendpsychiatrie.

Mein Dad sagt: »Dann gib die Bestellung auf, aber nimm die Pizza ohne Salami.« Ich möchte sagen: Ich weiß, dass Chloe Fleisch nicht mag, wenn es orangefarben und in Scheiben geschnitten ist, du musst mich nicht daran erinnern. Aber ich sage nichts, sondern ziehe einfach mein Handy raus und tippe die Bestellung ein. Danach frage ich: »Kann ich morgen und vielleicht am Donnerstag noch zu einer anderen Gruppe gehen und am Mittwoch wieder zur heutigen Gruppe, um Henry zu treffen?« Und mein Dad antwortet: »Klar« und lächelt, als ob das vielleicht ein Fortschritt wäre, aber das ist es nicht. Ich bin einfach neugierig, wie andere Leute in meinem Alter aussehen, die jemanden verloren haben, der so wichtig für sie ist, dass sie zweimal pro Woche wegen ein paar Keksen in Zimmer 212 kommen. Und am Mittwoch möchte ich hingehen, um mehr über Evelyn zu erfahren, denn bislang weiß ich nur, dass ihre Augen so blau sind wie der Winterhimmel über Montana, und ich möchte wissen, ob Henry immer noch Platterbsen und Tomaten anbaut, und ich denke, dass ich den alten Menschen in Zimmer 212 vielleicht erzählen sollte, dass nicht ich meine Mom umgebracht habe, sondern ein betrunkenen Lkw-Fahrer, und dass ich nicht trinke und dass ich keinen Führerschein habe für einen Sattelschlepper mit Doppelkabine und einem Fernseher im hinteren Teil, in dem ich hätte schlafen oder fernsehen können, wenn ich zu viel Jack Daniel's aus der Flasche getrunken hätte, die ich offen in meinem Lkw mit mir führte, obwohl es gesetzlich verboten ist.

Nachdem ich meinen Dad noch eine Minute lang angeschaut habe, drehe ich mich wieder zur Windschutzscheibe, wo die Regentropfen immer noch zitternd versuchen, sich am Glas festzuklammern und Freddie Mercury sehr überzeugend erklärt, was neuerdings meine persönliche Hymne geworden ist: *Nothing really matters to me* – mir ist alles total egal.

3

Im vergangenen Jahr kamen in den Vereinigten Staaten genau 10 262 Menschen durch betrunkene Fahrer ums Leben, und es wäre einer weniger gewesen, wenn meine Mom nicht zum Einkaufszentrum gefahren wäre, um mir neue Fußballschuhe zu kaufen. Die lindgrünen Superflys von Nike in Größe 44 ½, die ich brauchte, weil meine aus dem Schließfach der Schule gestohlen worden waren und wir am nächsten Tag ein Spiel gegen die Claymont High School hatten, die vier Städte weit von der Stadt entfernt ist, wo wir wohnen.

Meine Mom sagte: »Asher, eigentlich habe ich keine Zeit, heute zum Einkaufszentrum zu fahren. Du solltest besser auf deine Sachen aufpassen.«

Das war das Letzte, das sie überhaupt zu mir sagte: Dass ich besser auf meine Sachen aufpassen sollte.

Und sie fuhr trotzdem zum Einkaufszentrum.

Und Jack Daniels auch. Na ja, vielleicht fuhr er nicht direkt zum Einkaufszentrum, aber er kam ihm nahe genug, um meine Mom umzubringen.

Ich spiele nicht mehr Fußball. Ohne die lindgrünen Superflys von Nike kann ich nicht spielen, und ich habe keine mehr. Das neue Paar ging beim Unfall kaputt, und das alte Paar wurde aus meinem Schließfach gestohlen. Ich frage

mich, ob Typen, die so was tun – also so was Blödes, wie anderen die Sachen klauen –, jemals darüber nachdenken, dass sie eine ganze Kettenreaktion auslösen, die damit endet, dass jemand tot ist. Ich meine, wenn du darüber nachdenkst, dann besteht unser ganzes Leben aus Kettenreaktionen, und alles, was wir tun, hat zur Folge, dass andere Dinge auf die eine oder andere Art und Weise geschehen, aber ich empfehle dir, nicht zu viel darüber nachzudenken, denn dann kannst du gar nichts mehr tun. Ich meine, wenn du einmal verstanden hast, dass alles zusammenhängt und alles Folgen hat, dann ist es wirklich schwer zu entscheiden, ob du lieber Pfannkuchen oder den getoasteten Bagel zum Frühstück essen möchtest, denn je nachdem, was du auswählst, könntest du zur Klimaerwärmung beitragen oder eine Heuschreckenplage in Lateinamerika auslösen oder die Ursache dafür sein, dass ein Botenjunge in Bangkok in Flammen aufgeht. Nicht, dass du das gewollt oder es geplant hättest. Es passiert einfach. Vertraue mir, ich habe viel darüber nachgedacht, und es ist einfach so ein Domino-Ding.

Jack Daniels starb nicht, er wurde nicht einmal verletzt, und auch sein Sattelschlepper blieb heil. Er hat zwei Kinder, die Connor und Grace heißen und immer noch eine Mutter haben, und er kann immer noch seinen dicken Sattelschlepper fahren, weil der Richter die Klage abgewiesen hat. Er musste nicht ins Gefängnis, weil der Polizist am Unfallort keinen Alkoholtest gemacht hat, und obwohl die Beamten, die zur Unfallaufnahme kamen, sagten, es sei ein 50-51-Fall – alkoholisierte Fahrer –, wurden alle Klagen mangels Beweise abgewiesen.

Es gab genügend Beweise – ich hab die Fotos von dem

Land Rover gesehen, und meine Mutter ist tot, aber der Richter sagte: *Das reicht nicht*.

Ich google ihn – den Lkw-Fahrer, nicht den Richter – jeden Tag sechs- oder siebenmal, manchmal sogar öfter, sehr viel öfter, und er ist auf Facebook und lebt in Tennessee in der Culvert Street Nummer 114 in Memphis. Vor drei Wochen fuhr er mit seiner Familie zu Disney World in Orlando. Alle durften sich in den großen Teetassen herumwirbeln lassen und mit der *Space Mountain*-Dunkelachterbahn fahren, wahrscheinlich zum Trost, weil sie traurig waren, dass er vor zwölf Monaten drei Wochen, einem Tag, neun Stunden und siebenundfünfzig Minuten in einen Unfall verwickelt war und hätte sterben können. Aber er ist nicht gestorben.

Wir fuhren auch einmal ins Magic Kingdom, aber Chloe war damals ein Baby und zu klein für die *Space Mountain*-Achterbahn. Sie machte nur die Kinderfahrten wie *It's a small world*, aber diese Fahrten sind Mist, denn, machen wir uns nichts vor: Die Welt ist überhaupt nicht klein.

Sie ist sogar so groß, dass man sich leicht verlaufen und nicht mehr nach Hause finden kann.

Grace ist in meinem Alter, und Connor ist so alt wie Chloe, also praktisch genau umgekehrt wie bei uns. Nur, dass ihre Mom nicht tot ist wie meine. Und mein Dad ist nicht betrunken Auto gefahren wie ihrer.

Sie können zu Disney World fahren, wir können das nicht.

Ich könnte immer so weitermachen, aber wozu? Du hast es bestimmt schon verstanden.

Manchmal frage ich mich, ob Connor und Grace über-

haupt jemals an Asher und Chloe denken, denn ich denke dauernd an sie. Aber dann denke ich, sie denken überhaupt gar nicht an uns, denn Grace muss an ihren neuen Freund denken, er heißt Sam Hunt wie der Sänger, aber er ist es nicht, und sie müssen Fußball spielen und Essays über Holden Caulfield schreiben, in denen nicht steht, dass er sich auf Seite eins hätte umbringen sollen, was den ganzen Fachbereich Englisch an ihrer Schule in Aufruhr versetzt. Und sie müssen auf Partys gehen und sich darauf konzentrieren, nicht ihr Elternhaus abzufackeln, wenn sie TK-Pizza in den Backofen schieben, aber vergessen, sie vorher aus dem Karton zu nehmen. Und dann überlege ich, ob Connor und Grace jemals in einem Raum wie Zimmer 212 in unserem Krankenhaus waren oder in einer Leichenhalle auf einem Friedhof, denn alle Arten von Material können brennen, nicht nur Pizzakartons, sondern auch Land Rover SUVs und auch die Mütter von Menschen.

Vor dem Unfall hatte ich eine Freundin, aber diese Geschichte ging auch in Flammen auf. Als ich nach dem Tod meiner Mutter erstmals wieder zur Schule ging, sagte ich gleich bei der ersten Begegnung zu Emily: »Hey, ich kann das jetzt nicht mehr.«

»Was kannst du nicht mehr?«, fragte sie. Sie weinte schon, weil wir uns seit dem Unfall nicht gesehen hatten, aber ich musste es einfach schnell hinter mich bringen. »Ich kann gerade niemanden lieben.«

Und sie weinte noch heftiger, als sie sagte: »Du hast deine Mom verloren, Asher. Aber mich musst du nicht auch noch verlieren. Nicht so. Nicht jetzt.«

Ich schlug die Tür zu meinem Schließfach zu und sagte:
»Ich date jemand anderes. Sie wohnt in Tennessee.« Dann
ging ich weg. Mehr sagte ich nicht, denn: WOZU? Emily hat
keine Ahnung, was es heißt, wenn du nicht darauf vertrauen
kannst, dass Menschen, die du liebst, am Leben bleiben.

4

Ich legte eine Liste all der Menschen an, die meine Mom getötet haben, und kam auf mindestens neun:

Jack Daniels.

Die Person, die meine Nikes geklaut hat.

*Der Mann, der den Strommasten auf Route 287 West nahe
der 3,7-Meilen-Markierung aufgestellt hat.*

Die Leute, die das Einkaufszentrum gebaut haben.

Alle bei Nike, die Fußballschuhe herstellen.

*Der Gouverneur von New Jersey, weil er Menschen
erlaubt, Auto zu fahren.*

Der Besitzer der Spedition.

Wer immer Teer erfunden hat.

David Beckham, weil ich wegen ihm Fußball spiele.

Mia Hamm, weil ich wegen ihr total gerne Fußball spiele.

*Mein Trainer, weil er den Typen nicht gekriegt hat, der
meine Fußballschuhe geklaut hat.*

Das macht elf.

Und dann ist da dieser ekelhafte, große Klumpen mitten in Zimmer 212, den niemand anschauen wollte, den ich aber auch nicht wieder zurücknehmen oder zurückholen oder mit etwas zudecken kann.

Ich.

Habe.

Sie.

Getötet.

Das macht zwölf.

Denn ich war's.

Ich.

Habe.

Sie.

Getötet.

Nur dass eine ganze Reihe anderer Menschen geholfen haben.

Wahrscheinlich sollte ich dir das gar nicht erzählen, aber manchmal – okay, ein paar Mal am Tag – schreibe ich Grace und schicke ihr Facebook-Nachrichten.

Sie weiß nicht, wer ich in Wirklichkeit bin, und denkt, wir wären Freunde.

Ich musste einen Fake-Account mit einem falschen Namen erstellen.

Also, es ist ziemlich einfach, jemanden zu stalken und sich dann mit ihm anzufreunden. Du brauchst nur ein gefaktes Facebookprofil und ein paar echte Freunde.

Sie denkt, ich wäre Sam Hunt.

Nicht der Sänger. Nur ein ganz normaler Typ mit dem Namen Sam Hunt, der ihr neuer Fake-Freund und vielleicht auch irgendwie neuer Fake-Online-Lover ist.

Um die Sache vollends einzutüten, ging ich auf iTunes und schenkte ihr jeden Ed-Sheeran-Song, der jemals geschrieben wurde.

Ich hasse Ed Sheeran.

Ich meine, man muss ihn hassen. Er hat einen Haufen Songs für *One Direction* geschrieben.

Dann schrieb ich ihr, wenn wir ein Lied hätten, dann wäre es *Body Like a Back Road* von Sam Hunt.

Dem Sänger.

Nicht von meinem Fake-Ich.

Sie schrieb: Perfekt! Und ich schrieb: Du meinst, perfekt wie in dem Ed-Sheeran-Lied? Und sie schrieb: Nein. Perfekt im Sinne von *Body Like a Back Road* ist unser Lied, wenn wir ein Lied hätten.

So weit waren wir.

Ich meine, im Grunde hab ich sie gecatfisht. Die Tochter des Mannes, der meine Mom umgebracht hat.

Und in der Folge bretteten wir mit Vollgas in ein dichtes Gestrüpp aus Schmerz und Lügen.

Das erklärt irgendwie auch, warum ich mich von Emily getrennt habe. Denn irgendwie date ich tatsächlich jemand anderes.

5

Ich erinnere mich überhaupt nicht daran, wie meine Mom starb, nur dass ich im Krankenhaus aufwachte, nachdem mein Dad mir erzählt hatte, was passiert war, denn als er mir vom Unfall meiner Mutter erzählte, regte ich mich so sehr auf, dass ich völlig ausrastete, ohnmächtig wurde und mit dem Kopf so heftig auf der Ecke des Couchtisches im Wohnzimmer aufschlug, dass das Glas zersprang, ich mich selbst k.o. schlug, fast das Augenlicht verlor und mein Dad einen Krankenwagen holen musste, der mich wegen der Kopfverletzung ins Krankenhaus brachte. Ich wachte erst nach zwei Wochen wieder auf, weil ich in ein künstliches Koma versetzt wurde, damit mein Gehirn nicht anschwillt. Dann musste mein Vater mir ein zweites Mal sagen, dass meine Mom gestorben ist, denn als ich wieder aufwachte, erinnerte ich mich nicht. Ich erinnerte mich nicht, dass er mir von meiner Mom erzählt hatte oder dass ich ausgerastet war oder an den Couchtisch. Es war also so, als wäre meine Mom innerhalb von zwei Wochen zweimal gestorben.

Die Ärzte sagen, ICH HÄTTE GROSSES GLÜCK, DASS ICH AUF MEINEM LINKEN AUGE NOCH SEHE, und sie erklärten mir, ich würde an einer sogenannten Dissoziationsamnesie leiden. So etwas passiert, wenn es EIN TRAUMATISCHES EREIGNIS gib, an das man sich nicht erinnern will,

also erinnert man sich nicht. Es ist so, als würde das Gehirn einfach sagen: *Nö! Damit will ich nichts zu tun haben!*

Die Seelenklempner erzählten mir, so schütze man sich vor etwas, das man nicht ertragen könne. Überraschung! Ich kann es nicht ertragen, dass meine Mutter tot ist.

Zuerst dachte ich: *Vielleicht ist das so was wie ein schwerer Fall von Nicht-wahrhaben-Wollen*. Aber die Seelenklempner sagen, so sei es nicht, ich würde nicht *leugnen*, dass meine Mom tot ist, und es sei auch nicht so, dass ich nicht *glaube*, dass sie tot ist, sondern die Nachricht sei einfach so schockierend gewesen, dass ich mich an nichts von diesem Tag *erinnern* kann. Dann klopfen sie mir auf die Schulter und sagen: »Mach dir keine Sorgen, diese Art von Erinnerungen kommen normalerweise wieder.«

Und ich denke: *Warum sollte ich mich erinnern wollen?* Sage aber nichts, denn die Ärzte verhalten sich allesamt so, als wäre es irgendwie gut, wenn ich mich wieder erinnere.

Falls du dich fragst: Es ist jetzt zwölf Monate drei Wochen einen Tag elf Stunden und – Moment – sieben Minuten her, aber bislang? *Absolut nichts*.

Nachdem sie gestorben war und nach dem Couchtisch und dem Krankenhaus und dem Koma und nachdem ich die Totenwache und die Trauerfeier und das Begräbnis verpasst hatte und wir nach Hause zurückkehrten und so taten, als wäre alles wie immer, erzählte mir mein Dad, dass meine Mom mir einen Brief hinterlassen habe, den sie mir geben wollte, wenn ich die Highschool abgeschlossen hätte. Er sagte, sie habe ihn am Tag meiner Geburt geschrieben, und fragte dann, ob ich ihn vielleicht jetzt lesen wolle.

»Warum?«, fragte ich zurück. »Denkst du, ich würde

nicht lange genug leben, um meinen Highschool-Abschluss zu machen?« Und er sagte: »Nein, natürlich nicht, Asher. Ich dachte nur, es wäre vielleicht schön für dich, ihn jetzt zu lesen, wo sie dir so sehr fehlt.« Und dann reichte er mir den Brief.

Drei Wochen lang starre ich nur auf meinen Namen vorn auf dem taubenblauen Umschlag. Das A von Asher hat einen kunstvollen Bogen unten am Aufstrich und das r krinelt sich dynamisch nach oben. Vermutlich hat sie hier zum ersten Mal meinen Namen geschrieben, außer man muss ihn auf die Geburtsurkunde des Babys schreiben. Keine Ahnung, wie das abläuft.

Die Buchstaben meines Namens sahen so optimistisch aus, wie sie da auf dem Umschlag standen, als ob sie über das Papier tanzten, was, wenn man darüber nachdenkt, zutiefst verstörend ist, angesichts dessen, was passiert ist. Ich meine, der Brief sah nicht so aus, als würde er etwas sehr Bedeutsames enthalten wie zum Beispiel: FRAG MICH BITTE NIE, OB ICH DICH INS EINKAUFSZENTRUM FAHRE, UM DIR NEUE FUSSBALLSCHUHE ZU KAUFEN! Denn das oder so ähnlich hätte sie geschrieben, wenn sie hätte helfen wollen.

Nachdem ich drei Wochen lang auf das *A-s-h-e-r* mit dem kunstvollen Bogen am Aufstrich des A und dem r mit dem Kringel gestarrt hatte, drehte ich den Umschlag um. Es war ein Augenblick übermenschlicher Kraft oder eine Art persönlicher Wiedergeburt für mich, vielleicht wie die Renaissance. Ein Augenblick, in dem ich auf einmal etwas tun konnte, zu dem ich zuvor nicht in der Lage war. Aber es ist nicht so, als hätte ich die Druckerpresse erfunden oder ent-

deckt, dass die Planeten um die Sonne kreisen, und es ist auch nicht so, dass ich mich mit Michelangelo oder Kopernikus oder Machiavelli vergleichen will – wer zum Teufel sind die überhaupt, und was haben sie getan? Ich meine, ich habe etwas vollkommen *Unmögliches* vollbracht.

Ich habe es geschafft, diesen Umschlag umzudrehen und die Rückseite zu betrachten.

Aber weiter kam ich nicht.

Meine Mom zeichnete mit derselben blauen Tinte, die sie für die Schrift auf der Vorderseite verwendet hatte, dieses kleine, perfekte Herz auf die Rückseite des Umschlags. Es steht dort wie ein Kuss, direkt an der Stelle, wo der Umschlag sich schließt. Ich wusste, dass ich das kleine blaue Herz kaputt machen müsste, wenn ich das Siegel brach und den Umschlag öffnete. Denn so funktioniert das.

Die Ironie, die darin liegt, bringt mich um.

Du verstehst schon, oder? Mein Herz ist gebrochen und ihres auch. Und meines ist seither hundert Millionen Mal gebrochen, und ich weiß, dass es wieder brechen wird, wenn ich den Umschlag öffne und den Brief herausnehme.

Manchmal – okay, jeden Tag – ziehe ich den Umschlag hervor und betrachte ihn und frage mich, was wohl in dem Brief steht, aber ich bringe es nicht über mich, ihn zu öffnen und das herauszufinden.

Vor Kurzem fragte mein Dad, ob ich den Brief schon gelesen hätte, und ich sagte: »Nur den Anfang.«

Er sah besorgt aus. »Wie meinst du das?«

»Ich meine, das erste Wort.«

Eine ganze Minute lang schwieg er, und dann fragte er: »Du meinst das ›Asher‹ auf dem Umschlag?«, und ich nickte.

Vermutlich fand er es total merkwürdig, dass ich den Brief seit über einem Jahr immer noch nicht gelesen habe und dass das bedeutet, dass es schlimmer um mich steht, als er gedacht hatte, aber ich wusste, dass er das nur denkt, weil er keine Ahnung von dem *A* mit dem kunstvollen Bogen und dem *r* mit dem Kringel und dem Siegel auf der Rückseite mit dem blauen Herzen hat, das niemals wieder ganz wird, wenn es einmal zerbrochen ist. Aber mein Dad überraschte mich. Er nickte langsam mit dem Kopf und sagte: »Das ist gut, Asher. Es ist ein Anfang.«

Vermutlich hat er recht. Wahrscheinlich dachte meine Mom genau dasselbe, als sie den Brief an mich schrieb. Wahrscheinlich lag ich dort im Krankenhaus neben ihr in dem Kinderbett, fest verschnürt wie ein Burrito oder ein Fußballschuh, und sie schrieb wahrscheinlich ›Asher‹ auf die Vorderseite des Briefumschlags mit dem kunstvollen Bogen am Aufstrich des *A* und dem dynamischen Kringel am *r* und dachte dann: *Das ist ein guter Anfang*. Außerdem, was könnte sie überhaupt sagen? Wir waren uns ja gerade erst begegnet.

Ich meine, damals kannten wir einander kaum.

6

Am Donnerstagabend sagt mein Dad: »Hey, Ash, in fünf Minuten bring ich dich zu dem Treffen im Krankenhaus. Mrs. Levitt kommt rüber und passt auf Chloe auf.« Und dann fügt er hinzu: »Wie wär's, wenn wir auf dem Heimweg wieder Pizza holen?« Und in diesem Augenblick fühlt es sich an, als wäre es Frühling. Du weißt schon, wie ein Tag im Mai, wenn das Gras nass vom Tau ist und die Blumen blühen und die Sonne warm scheint und der Sommer hinter der nächsten Ecke wartet. Als hätte jemand ein Fenster geöffnet, und die Luft, die hereinweht, ist so sauber und frisch, dass man riechen kann, wie alles wächst.

»Denk dran, keine Salami«, sagt Chloe, und ich verdrehe die Augen.

Ich meine, ich weiß es doch. Außer Salami isst sie auch vieles andere nicht, wie zum Beispiel Mortadella, denn Mortadella ist wie Salami, nur größer und noch pinkfarbener, aber weniger salzig. Und sie isst auch nichts Grünes oder Rotes außer Pizzasauce und Wassermelone-Lutscher und *Robitussin*, Hustensaft mit Kirschgeschmack, wenn sie krank ist. Oder Pizza mit nichts drauf und French Toast und Nudeln ohne rote Sauce und Hühnchen, solange es nicht nach Tier aussieht. Also ein ganzes Hühnchen mit Keulen wäre völlig unmöglich. Aber ich sage: »Vielleicht sollten wir eine

halbe Pizza mit Salami bestellen«, und in diesen paar Sekunden ist es fast, als wäre die Welt normal. Oder sogar noch besser als normal. Als ob es regnet und zugleich die Sonne scheint, aber man ist nicht nass oder friert oder wird vom Blitz getroffen und könnte jeden Augenblick sterben, denn diesmal sitzt man sicher drinnen und schaut hinaus in die Welt, und es ist eine Welt, in der niemand, den man liebt, tot ist. Aber dieses Gefühl dauert nur wenige Sekunden, was total blöd ist.

Diesmal stehen in Zimmer 212 neben dem Kaffee und den Keksen große Flaschen Softdrinks auf dem Tisch – *Pepsi* und *Crush Orange*. Ich nehme mir keine Kekse mit Schokolade oder gieße mir Kaffee oder Limo in einen Styroporbecher, sondern setze mich einfach auf einen der Stühle im Kreis. Es sind schon ein paar andere Jugendliche hier, aber ich sehe sie nicht an, und niemand sagt etwas. Ich meine, es ist ja nicht so, als wären wir alle besonders gut drauf. Peter Pan sitzt mir direkt gegenüber und wartet, bis alle da sind. Mit gesenktem Kopf blättert sie durch ein paar Mappen und liest in Unterlagen, in denen wahrscheinlich lauter Hinweise darauf stecken, wie »durch« wir alle sind. Als sie endlich aufschaut, sehe ich, dass sie erstaunt ist, mich zu sehen. Nicht so erstaunt, dass sie aus allen Wolken fällt, sondern ganz normal, so nach dem Motto: *Ach! Asher ist auch hier*.

Es kommen noch drei Kids, sodass wir jetzt zu siebt sind. Wir sitzen im Kreis und stellen uns nacheinander vor, und als ich an der Reihe bin, sieht Peter Pan nervös aus, weil sie wahrscheinlich fürchtet, ich würde sagen, dass ich meine Mom umgebracht habe, aber ich sage: »Hi, ich heiße Asher

und bin siebzehn. Ich habe eine vierjährige Schwester namens Chloe, und meine Mutter starb vor zwölf Monaten.« Den Teil mit den drei Wochen, zwei Tagen, sechs Stunden und siebzehn Minuten lasse ich weg, weil es wahrscheinlich komisch klingen und bei irgendwem die Alarmglocken läuten lassen würde. Dann füge ich noch hinzu: »Sie starb bei einem Autounfall«, aber den Sattelschlepper und die Rettungsgeräte und den umgeknickten Strommast und das Feuer und den Jack Daniel's und dass ich den Lkw-Fahrer und seine Familie auf Facebook stalke und vorgebe, jemand namens Sam Hunt zu sein, der in seine Tochter Grace verliebt ist, weil man eben nicht die Mom von jemandem umbringen sollte, wenn man einfach auf einem Lkw-Rastplatz fernsehen und so viel Jack Daniel's trinken, wie man möchte – oder gar keinen – und einfach an Ashers und Chloes Mom vorbeifahren könnte, ohne in sie hineinzukrachen, lasse ich weg.

Da außer mir noch sechs andere in der Gruppe sind, ergeben wir zusammen eine ganze Woche voller Tragödien. Ein Tag bin ich mit der toten Mom in dem ausgebrannten SUV, und dann gibt es Sloane, die sechzehn ist und ihren Vater an das Non-Hodgkin-Lymphom verloren hat, und den siebzehnjährigen Will, dessen achtjähriger Bruder an einem Neuroblastom gestorben ist.

Den anderen vier Tagen der Woche höre ich nicht zu, denn sie sind einfach zu deprimierend, deshalb blende ich sie aus und sitze einfach da, während sich der Raum mit Rauch füllt, weil jemand vergaß, dass viele Dinge brennen können, nicht nur Pizzakartons aus Pappe und Land Rovers und Moms, sondern auch Kinder.

Dann sagt Sloane: »Ich habe noch zwei jüngere Schwestern, Anna und Claire, und ihnen geht es besser als mir. Viel besser. Aber meine Mom ist total am Ende. Ich meine, ihr wollt das gar nicht wissen.«

Ich schaue auf: »Wenigstens hast du eine Mom.«

Sloane sieht mich an, als wolle sie sagen: *Bitte was?* Und dann sagt Peter Pan: »Das ist eine gesunde Art, es zu betrachten, Asher. Danke. Lasst uns alle dankbar sein für die Menschen, die wir in unserem Leben noch haben.«

Dann fährt Will dazwischen: »Wen würdest du eintauschen, um deine Mom zurückzubekommen, Asher?«

Und Peter Pan sagt: »Das geht jetzt aber in keine gute Richtung. Lassen wir doch noch jemand anderen zu Wort kommen.«

Will wendet den Blick ab. Er versteckt sich jetzt hinter seinen zotteligen Haaren. Seine Augen flackern. Er beobachtet den Feind. *Aber ich sehe ihn. Ich kenne ihn.* Kenne seine Strategie. Es ist die Strategie der Verwundeten.

Angriff. Rückzug. Wunden lecken. Neu laden. Erneuter Angriff.

Will ist einfach wie ich. Er möchte es nicht sein.

Niemand will das.

Aber er ist es.

Ich sehe mich um. Sie alle sind. Genau. Wie. Ich.

Niemand sagt etwas, also schaue ich zu Will hinüber und wiederhole seine Frage: »Wen ich eintauschen würde, um meine Mom zurückzubekommen?« Und dann sage ich es ihm. »So ziemlich alle. Ich meine, ich würde alle Menschen nördlich und südlich des Äquators eintauschen und alle in meiner Schule und ...«

Will unterbricht mich. »Ich würde *mich* eintauschen, um meinen Bruder zurückzubekommen.«

Ich denke kurz darüber nach und frage dann: »Wie würde das funktionieren, denn wenn du tot wärst und dein Bruder am Leben, dann wärt ihr wieder nicht zusammen, und statt dir wäre er sehr traurig, und da er erst acht Jahre alt ist, wäre das eine ziemlich harte Nummer für ihn, oder?«

Einen Augenblick lang sieht Will verwirrt und wütend aus. Aber dann verwandelt sich die Wut in herzzerreißende Trauer. Er dachte, er hätte einen Plan, und ich habe ihm mehr oder weniger klargemacht, dass er keinen hat. Ich wollte das nicht sagen, um ihn zu verletzen, aber es gibt keinen Plan, wie wir mit dem Chaos fertig werden sollen, in dem wir stecken, und das Ding ist, dass niemand uns das sagen will. Alle tun so, als würde alles irgendwie wieder gut werden, wenn wir nur regelmäßig zur Therapie gehen und Kekse essen und abtauchen, bis es uns besser geht. Dann ergreift Peter Pan das Wort und erklärt, dass wir alle die sieben Stadien der Trauer durchlaufen müssen.

»Ihr habt bestimmt alle schon von der Liste gehört«, sagt sie. »Schock und Leugnen. Schmerz und Schuldgefühle. Wut und Feilschen. Depression, Reflexion, Einsamkeit. Dann die Wende. Wiederaufbau und Aufarbeitung. Gefolgt von Akzeptanz und Hoffnung.«

Ich hebe die Hand und sage ihr, dass das deutlich mehr als sieben Stadien sind. Dann füge ich hinzu: »Und ich habe kein einziges davon erlebt.«

Sie ignoriert den *Mehr-als-sieben*-Kommentar und umkreist das *Kein-einziges-davon-erlebt*, weil das Pflicht ist, denn, seien wir ehrlich, ich bin empfindlich wie ein rohes

Ei und kann jeden Augenblick zerbrechen. Dann sieht sie der Reihe nach alle an und äußert die Vermutung, manche von uns hätten vielleicht das Gefühl, in Wut und Depressionen festzustecken, und ich schätze mal, dass sie mit »manche von uns« eigentlich vor allem mich meint. Deshalb frage ich sie: »Wann werden *manche von uns* eines der guten Stadien durchlaufen, wie die Aufwärts-Wendung? Oder Leugnung oder Akzeptanz?«, und sie antwortet: »Genau daran arbeiten wir hier, Asher.«

Will zieht sich wieder hinter seine Haare zurück, und jemand anderes sagt: »Ihr seid in der Verhandeln-Phase.« Dann ruft jemand dazwischen: »Ja, aber sie sollten *im Stillen* verhandeln, nicht als wäre es echt.«

Will ignoriert das und späht unter seinen Haaren hervor: »Würdest du *mich* eintauschen, um deine Mutter zurückzubekommen, Asher?« Und ich will gerade sagen, *auf jeden Fall*, als Peter Pan dazwischengrätscht. »Stopp«, sagt sie.

Will ignoriert sie: »Du hast wenigstens eine Schwester, Asher. Ich muss da alleine durch. Und ich habe Angst, dass ich später mal, wenn sie alt sind, ganz allein für meine Eltern sorgen muss.«

»Ja, aber ich habe Angst, dass ich auch für meine Schwester sorgen muss, statt nur für mich alleine, wenn mein Dad stirbt«, entgegne ich.

Jetzt beteiligt sich auch Sloane: »Aber ihr müsst euch wenigstens nicht um eure Mutter sorgen, weil sie sich allein um drei Kinder kümmern muss. Oder um ihre Dates.«

All die anderen aus der Gruppe beobachten uns, als wäre das ein Pingpong-Match zwischen drei Menschen, die sich hassen.

Peter Pan greift ein: »Jeder von uns ist anders betroffen, wenn eine Familie einen Verlust erleidet. Aber ich höre heraus, dass ihr alle auf sehr fürsorgliche Art und Weise darüber nachdenkt.«

»Eigentlich nicht«, verkünde ich. »Wir denken alle in einer sehr egoistischen Art und Weise darüber nach. Will sorgt sich um sich selbst. Ich Sorge mich um mich. Und Sloane ist auch um sich selbst besorgt.«

»Asher ...«

Ich zeige auf die Uhr: »Die Stunde ist um.« Als ich gerade aufstehen und hinausgehen will, sagt Peter Pan: »Wir haben noch viel Zeit, Asher.« Und dann fügt sie hinzu: »Schau, jeder trauert anders, und wir sollten nicht über jemanden urteilen, denn das wäre nicht fair.« Dann wendet sie sich wieder an Sloane und fragt: »Magst du uns von einer schönen Erinnerung erzählen, die du an deinen Dad hast?«

Will unterbricht sie wieder und fragt: »Warum wechselst du das Thema? Wir hatten ein gutes Gespräch am Laufen.«

»Weil meine Aufgabe darin besteht, dem Gespräch eine gesunde, positive Richtung zu geben«, antwortet sie. Will zieht sich wieder hinter seine Haare zurück, und ich erkenne, dass das *kein Haarschopf ist, sondern ein Helm*. Dann schaue ich auf meine Turnschuhe hinunter und halte die Klappe.

Ich schaue erst wieder auf, als Sloane sagt: »Nein. Ich möchte nicht über meinen Dad sprechen.« Sie klingt angefahren und knetet ein Papiertaschentuch zwischen den Fingern, aber dann leuchten ihr Gesicht und ihre Augen, und sie fängt doch an, eine Geschichte über ihren Dad zu erzählen. »Er ist gern Motorrad gefahren, und er liebte es zu gril-

len. Er hatte alle möglichen Spezialgeräte für den Grill wie zum Beispiel eine Stirnlampe und einen speziellen Apparat mit vierzehn Werkzeugen wie Schraubenzieher und Thermometer. Und einmal trug er seine Schürze, auf der stand *Bester Dad der Welt*, und sie fing Feuer, sodass er sie auszog, und alle trampelten darauf herum und rannten hin und her, um das Feuer zu löschen.«

Sloane sieht jetzt aus wie betäubt, und auf ihrem Gesicht liegt der Anflug eines Lächelns, als ob sie den Raum verlassen hätte und anderswo wäre. Als ob sie in der Vergangenheit wäre, als ihr Vater nicht tot war.

»Aber es war nicht wirklich gefährlich«, fährt sie fort, »eher lustig, denn meine Mom goss eine ganze Flasche Weißwein über ihm aus, obwohl er die Schürze gar nicht mehr anhatte und sie gar nicht mehr brannte.«

Sloane schaut ganz versunken in die Erinnerung lange auf den Boden und lächelt immer noch.

»Und dann später am Abend fragte mein Dad sie, ob sie ihn umbringen wollte, denn Wein ist entzündlich, und meine Mom sah völlig entsetzt aus, weil sie gar nicht daran gedacht hatte.«

Sloane wischt sich eine Träne aus den Augen.

»Und dann umarmten sie sich, und meine Mom sagte, es tue ihr leid, dass sie ihn fast flambiert hätte. Und dann machten wir S'mores. Mein Dad liebte S'mores.«

Als Sloane fertig ist mit ihrer Geschichte, sieht sie besser aus, besser als vorher, als hätte es ihr geholfen, sie zu erzählen. Als hätte sie gerade zusammen mit ihrem Dad ein S'more gegessen. Aber ich bin vollkommen durcheinander. Als hätten ihre Worte Abdrücke in meinem Herzen hin-

terlassen, weil ich daran denken muss, dass ihr Dad hätte verbrennen können, bis nichts von ihm übrig geblieben wäre, und dass niemand grillen oder Schürzen tragen oder Wein auf Menschen gießen sollte, die brennen, weil doch jeder weiß, dass ALKOHOL VERDAMMT ENTZÜNDLICH ist – lebensbedrohlich, meterhohe Flammen erzeugend *entzündlich* – und niemand in dieser Geschichte hätte lachen oder S'mores essen dürfen. Ich will damit sagen, dass Menschen vorsichtiger sein müssen, denn manchmal verliert man Dinge, von denen man nicht dachte, dass man sie verlieren könnte, wie Fußballschuhe und Mütter und Väter und kleine Brüder, weil sie dir gestohlen werden oder einfach in Flammen aufgehen, auch wenn es dir niemals in den Sinn gekommen wäre, dass das passieren könnte.

Ich meine, genau genommen kann alles verbrennen und verschwinden. Niemand sagt uns das, aber jemand sollte es tun.

7

Ich muss aufstehen und den Raum verlassen, denn ich stelle mir vor, wie Sloanes Dad verbrennt, Will folgt mir, und als er mich im Flur eingeholt hat, sagt er: »Hey, alles okay mit dir?« Und da fällt mir auf, dass mich das in der Schule niemand gefragt hat. Weder Emily noch meine Freunde (damals, als ich noch welche hatte) noch meine Lehrer. Wenigstens nicht so ehrlich, fürsorglich und besorgt. Als ich wieder in die Schule ging, sahen mich alle einfach nur verstört an – verstört, wie ein wildes Tier im Scheinwerferlicht –, weil sie sich davor fürchteten, was ich sagen oder tun würde, denn es war natürlich *nicht alles okay mit mir*, aber das wollten sie nicht hören. Aber weil Will seinen Bruder verloren hat, gehe ich davon aus, dass er, auch wenn er mich wahrscheinlich hasst und wir einander nicht einmal kennen, *weiß, was ich durchmache*, deshalb antworte ich ihm wahrheitsgemäß: »Eigentlich nicht. Aber ich arbeite dran, und danke der Nachfrage.« Seine Augen bewegen sich eine Weile hin und her, dann sagt er: »Tut mir leid wegen vorhin«, und ich sage: »Mir auch.« Und als wir zusammen zurück in Zimmer 212 gehen, sagt Will: »Klar würde ich dich eintauschen, um meinen Bruder zurückzubekommen«, und ich sage: »Ich weiß. Und ich würde dich auf der Stelle für meine Mom eintauschen.« Und als wir uns dann wieder hin-

setzen, schaut Peter Pan uns an, und sie hat wieder den Ausdruck auf dem Gesicht, als hätte sie gerade die Verlorenen Jungs wiedergefunden, die sie gesucht hatte. Und dieses Mal waren es sogar zwei.

Mein Handy summt, und ich schaue kurz drauf. Es ist eine Nachricht von Grace. Sie schreibt: Ich wünschte, du wärst hier. Ich tippe: Ich auch! Und lege das Handy wieder weg.

Dann sagt Peter Pan ohne die grüne Strumpfhose, aber mit dem perfekten Pixie-Haarschnitt und dem hübschen, von Sommersprossen übersäten Gesicht, sie habe eine Schreibübung für uns, die manche Leute hilfreich fänden, und verteilt Papier und Bleistifte und sagt, wir sollten folgenden Satz vervollständigen: *Ich werde mich immer daran erinnern, dass ...*

Dann lässt sie uns eine Weile allein. Wahrscheinlich geht sie auf den Flur, um zu weinen, denn dauernd traurige Menschen um sich zu haben, ist bestimmt schwer. Wieder zurück, fragt sie: »Möchte jemand vorlesen, was er oder sie geschrieben hat?« Und Will stürmt aus dem Zimmer.

Diesmal renne ich hinter ihm her und frage: »Hey, alles okay mit dir?«

Er sagt: »Eigentlich nicht, aber ich arbeite dran, und danke der Nachfrage.« Dann gibt er mir seine Schreibübung, die er zu einem Ball zusammengeknüllt hat, und ich bin mir nicht sicher, ob er will, dass ich sie in den Mülleimer werfe oder sie zerreiße oder sie womöglich glatt streiche und lese oder sogar laut der Gruppe vorlese, und es kommt mir vor, als hätte ich eine Rohrbombe in der Hand, die explodieren und alles im Umkreis von ein paar Meilen zerstören würde,

wenn ich das Falsche mache oder sage, deshalb schaue ich ihn an und flüstere: »Soll ich es wegwerfen oder zerreißen oder lesen?«

Er sagt: »Ich weiß es nicht«, und die Worte brechen in einem lauten Schluchzen aus ihm heraus.

Ich drücke das Papier gegen das kalte Grün der Krankenhauswand und streiche es mit der Hand glatt: »Wie wär's, wenn du das nicht jetzt entscheidest? Ich falte das Blatt, steck es ein und heb es für dich auf, und wenn du es irgendwann in der Zukunft lesen willst, gibst du mir einfach Bescheid, okay?«

Er nickt, aber schlägt weinend mit beiden Fäusten gegen die Wand.

Ich falte das, woran er sich immer erinnern wird, zusammen und schiebe es in meine Jeanstasche. Dann falte ich auch das, woran ich mich immer erinnern werde, und reiche es ihm: »Hier ist meines, und ich will, dass du es zerrißt, weil ich so etwas Schreckliches geschrieben habe, dass ich es nie wieder sehen will.«

Da hört Will auf, gegen die Wand zu schlagen, und isst meinen Text einfach auf.

Er schluckt, und ich sage: »Mensch, da drinnen gibt es Kekse, wenn du Hunger hast.«

Das bringt ihn ein bisschen zum Lachen, was nicht einfach ist, denn er versucht etwas Schreckliches zu essen, während er weint, und dann sagt er: »So kann niemand es lesen, denn niemand wird es zufällig im Müll finden.«

Und ich sage: »Du solltest nicht mit vollem Mund sprechen«, und er lacht wieder, und es ist, als hätte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen echten Freund.

Nicht einen normalen Freund oder einfach nur einen lustigen Typen in der Schule, mit dem man ins Kino geht oder rumquatscht und schon gar nicht einen wie all meine alten Freunde, die ich gemieden habe, weil ich sie ansehe und denke: *Ich bin nicht mehr wie ihr*. Sondern: *einen echten Freund*. Jemand, der tatsächlich vom selben schwarzen Loch verschlungen wurde, das auch mich verschlungen hat. Es ist, als wäre Will, obwohl ich ihn kaum kenne, mein bester Freund auf der ganzen Welt, weil er meine schlechten Gedanken gegessen hat, ohne sie zuerst zu lesen, weil er wusste, dass sie mir zwar die Luft abdrehen, dass er sie aber gut runterbringen würde, wenn er sich nur richtig bemühte.

Will steht einfach da und kaut, deshalb frage ich: »Willst du was Cooles sehen?«

Er antwortet: »Klar«, und schluckt dann.

Ich bringe ihn im Aufzug drei Stockwerke höher, um die neuen Babys auf der Säuglingsstation anzuschauen. Sie waren mir eingefallen, weil ich Chloe dort zum ersten Mal gesehen hatte. Auf dem Weg nach oben frage ich: »Denkst du jemals darüber nach, jemanden umzubringen?«

Er wirft mir einen raschen Blick zu, um zu überprüfen, ob ich es ernst meine, und als er sieht, dass es so ist, antwortet er: »Dauernd.«

Ich frage ihn: »Wen willst du umbringen, und was hält dich davon ab?«

Er antwortet: »Ich möchte alle umbringen, aber ich mache es nicht, weil ich nicht der Krebs bin.«

Darauf erwidere ich nichts, aber wenn, dann hätte ich gesagt: *Ich weiß nicht genau, aber vielleicht bin ich Jack Daniels*.

Ein verdammter Sattelschlepper, der einen Highway hinunterdonnert und gleich jemanden überfahren wird.